

Gastkommentar

Wie innovativ sind wir (noch)?

Die Produzierende Industrie ist von grosser Bedeutung für die Schweizer Volkswirtschaft. Mit 660 000 Vollzeitstellen beschäftigt sie zwar «nur» 16 Prozent der Angestellten, erwirtschaftet aber 20 Prozent der Gesamtwertschöpfung. Auf beiden Seiten des Rheintals ist der Anteil dieses Sektors mit über 40 Prozent doppelt so hoch.

Letzten Monat veröffentlichte die Schweizerische Akademie der Technischen Wissenschaften SATW eine höchst lesenswerte Studie «Innovationskraftanalyse der Schweizer Industrie», deren Kernaussagen – so wage ich zu behaupten – wohl auch auf Liechtenstein übertragbar sind.

Nun könnte man meinen, eine Studie über die Innovationskraft der Schweizer Industrie wäre leichte Lektüre: zurücklehnen, geniessen – wir wissen ja, wie innovativ wir sind. Tatsächlich aber sollte uns die Arbeit der SATW aufrütteln, und mich hat die Studie sehr nachdenklich gemacht.

Insbesondere für KMU zeigt sie beunruhigende Tendenzen auf. So nahmen bei den KMU die F&E-Aktivitäten zwischen 1997 und 2018 kontinuierlich ab. Und der Umsatzanteil, der durch die Lancierung von Marktneuheiten erreicht wurde, war stark rückläufig.

Warum ist dies beunruhigend? Zum einen: F&E ist zwar keine hinreichende, aber eine notwendige

«Denn auch das bedeutet Innovation: Gemeinsam im Netzwerk nach Lösungen zu suchen.»

Richard Quaderer,
Geschäftsführer Rhy-Search

Voraussetzung für Innovationen. Nehmen die F&E-Aktivitäten ab, führt dies früher oder später zu einer Schwächung der Marktposition, und die wirtschaftliche Gesundheit des Unternehmens leidet.

Zum anderen: Marktneuheiten ermöglichen höhere Margen und stärken die internationale Wettbewerbsposition. Die Studie zeigt, dass KMU immer mehr Umsatz durch «Me too»-Produkte generieren – Produkte, die vielleicht für das Unternehmen neu sind, aber nicht für den Markt. Was fehlt, sind echte Innovationen. Und ausgerechnet in der Industrieklasse Energie, Wasser/Umwelt war der Trend am stärksten rückläufig.

Die produzierende Industrie ist für unsere Region enorm wichtig. Was

die Studie aufdeckt, darf also nicht einfach so hingenommen werden. Ressourcen für Innovation bereitzustellen heisst, in die langfristige wirtschaftliche Gesundheit des Unternehmens zu investieren. Denn insbesondere Marktneuheiten liefern sehr attraktive Margen, auch wenn dafür – zugegeben – auch Durchhaltevermögen nötig ist.

Aber es geht nicht nur um Ressourcen. Es braucht auch die richtigen Impulse, Open Innovation als Konzept und das Denken in Wertschöpfungsketten. Die bekommt man nicht im Homeoffice oder im eigenen Silo. Vernetzung ist also essenziell, sowohl regional und branchenintern als auch in F&E-Ökosystemen, national und international. Deswegen ist die Teilnahme an Horizon Europe ausserordentlich wichtig für die Schweiz und unsere Region.

Aber auch ohne Horizon gibt es bereits jetzt unzählige Möglichkeiten für innovative KMU: Förderinstrumente wie Innovationschecks oder Innosuisse-Projekte und Anlaufstellen wie den neuen Innovationspark OST, die FH OST oder auch Rhy-Search, um nur einige zu nennen.

Und wenn das potenziell disruptive Produkt erst als Idee existiert? Auch dann – gerade dann – stehen Ihnen die Türen dieser Institutionen offen. Denn auch das bedeutet Innovation: Gemeinsam im Netzwerk nach Lösungen zu suchen.

Der grässliche Krieg in der Ukraine hat uns unsere Abhängigkeit von fossilen Energieträgern drastisch bewusst gemacht. Aber ausgerechnet die Branche, die uns helfen könnte, aus dieser Abhängigkeit herauszufinden, ist das Schlusslicht der Studie. Um aus dem Innovationstief herauszukommen, braucht es schnelle Lösungen, und ich fordere die öffentliche Hand auf, gezielt Standortpolitik zu betreiben und dieser Branche zu mehr Innovationskraft zu verhelfen.

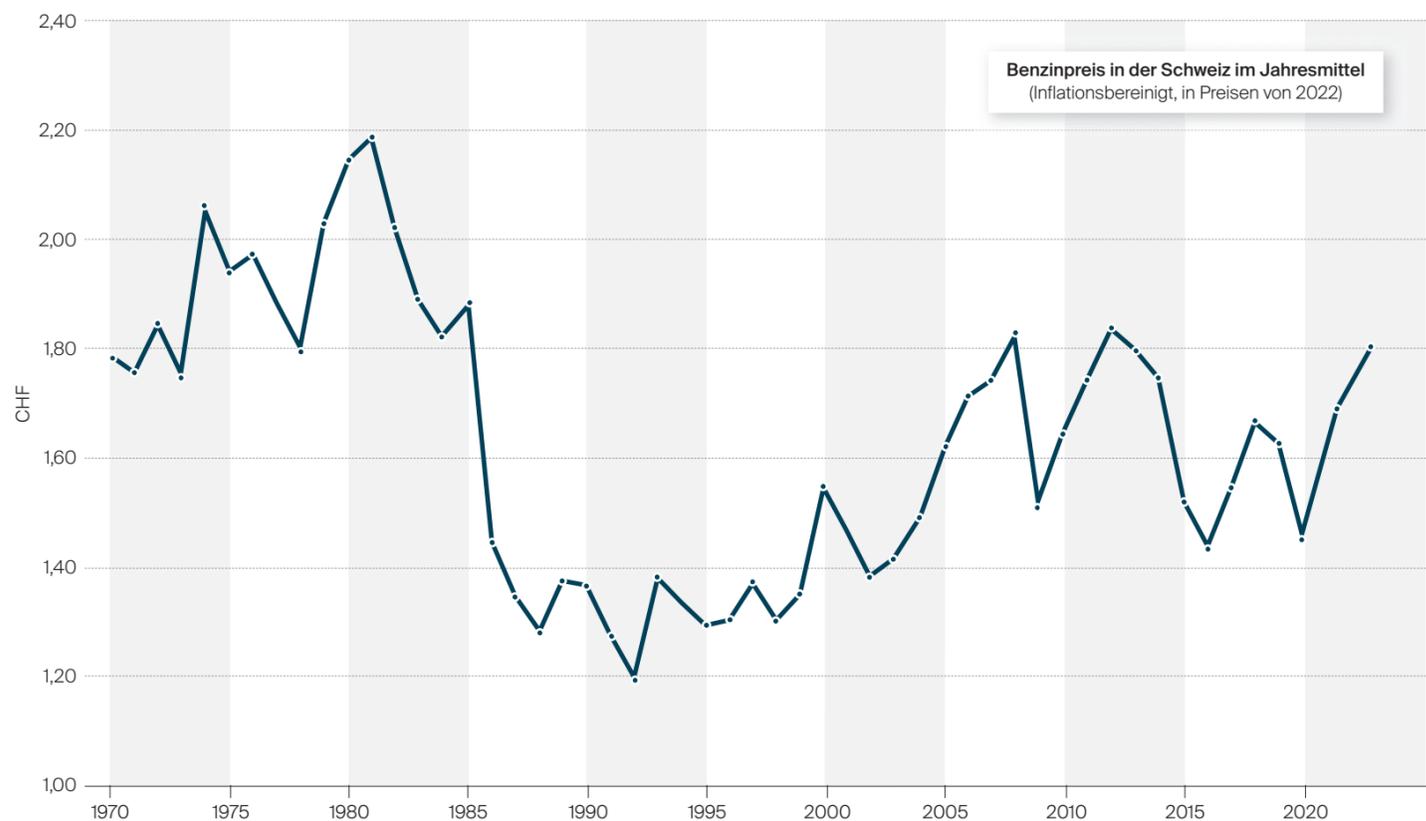
Um mit einer positiven Note zu enden: Es gibt natürlich auch sehr innovative Unternehmen im Energiebereich. So will Synhelion, eine Ausgründung der ETH Zürich, ein revolutionäres Verfahren zur Industriereife bringen, um mithilfe von Sonnenlicht und Luft CO₂-neutralen Treibstoff herzustellen. Zu schön um wahr zu sein? Nein, Synhelion existiert, und hat gerade erst die Swiss als strategische Partnerin gewonnen, die als erste Airline solares Kerosin einsetzen will.

Innovation lohnt sich also. Packen wir's an – gemeinsam!



Richard Quaderer,
Geschäftsführer Rhy-Search

Benzinpreise in historischer Perspektive



Quelle: Bundesamt für Statistik, eigene Berechnungen; Grafik: Stefan Aebi

Der wirtschaftliche Aufschwung im Nachgang der Coronarezession und insbesondere der russische Angriff auf die Ukraine haben die Energiepreise massiv erhöht. Gemessen an der gegenwärtigen Kaufkraft des Schweizer Frankens sind die durchschnittlichen Benzinpreise des laufenden Jahres zwar sehr hoch, histo-

risch betrachtet allerdings keine Ausnahme.

Die Grafik oben zeigt die Entwicklung der realen, das heisst um die allgemeine Inflationsrate bereinigten, schweizerischen Benzinpreise im Jahresmittel seit 1970. Während der Ölkrisen in den 1970er- und 1980er-Jahren war Benzin inflationsbereinigt

noch teurer und in den Jahren 2008 und 2012 ähnlich teuer wie 2022. Ausserdem ist wegen steigender Realeinkommen der Privathaushalte und effizienterer Fahrzeuge der Anteil des für den Individualverkehr aufzuwendenden Haushaltseinkommens über die letzten Jahrzehnte stetig gefallen.



Martin Geiger
Ökonom am Liechtenstein-Institut

Gastkommentar

Sind Sie überrascht?

Der Begriff «schwarzer Schwan» bezieht sich darauf, dass die Menschen in der westlichen Welt glaubten, alle Schwäne seien weiss, bis sich diese Annahme durch die Entdeckung des ersten schwarzen Schwanes in Australien als echte Überraschung bzw. als falsch erwies.

Ein Blick zurück zeigt, dass alle Rezessionen überraschend und «schwarze Schwäne» waren: die Technologieblase 2001, die Finanzkrise 2008 und die Coronapandemie 2020. Welche Folgen der Ukraine-Krieg auf die wirtschaftliche Entwicklung hat, wird sich noch zeigen. Vorausgesehen wurden diese Bruchstellen nicht, aber im Nachhinein fand man zahlreiche Hinweise und Erklärungen für ihr Eintreten: Man ist überrascht, dass sie überraschend waren. So geht es uns auch mit dem Angriff Russlands auf die Ukraine. Die meisten waren völlig überrascht, obwohl Putin schon länger mit einem Krieg drohte und Truppen an die Grenze zur Ukraine verschob.

Die grösste Schwäche der Konjunkturforschung ist jedenfalls, dass sie Wendepunkte nicht vorhersagen kann. Woran liegt das? Die üblichen Prognosen basieren auf Daten der Vergangenheit, die auf die Zukunft übertragen werden. Doch für einen Krieg, wie er gegenwärtig stattfindet, gibt es faktisch keine solchen Daten.

Umso mehr überrascht, dass es bei den Frühjahrsprognosen eine grosse Gewissheit zu geben scheint: die Schweizer Konjunktur läuft gut. Zürich (KOF) meldet 2,9, Bern (SECO) 2,8 und Basel (BAK) 2,6 Prozent BIP-Wachstum für das laufende Jahr. Dabei handelt es sich um die Basisprognosen, welche von der Annahme ausgehen, dass der Krieg bald enden wird. Weil die Ungewissheiten so gross sind, haben die Forschungsinstitute auch ein Negativszenario berechnet. Das Resultat liegt bei allen drei Instituten bei einem BIP-Wachstum von 1,1 Prozent.

Diese punktgenaue Einigkeit ist überraschend. Aber ein BIP-Wachstum von 1,1 Prozent im negativen Fall ist nicht wirklich erschreckend, oder? Es kann allerdings auch anders kommen. Die Risiken sind zahlreich und die Annahmen vielfältig. Das macht aber die Prognosen keinesfalls überflüssig. Wir treffen unsere heutigen Entscheide immer auf der Grundlage von Zukunftserwartungen.

Prognosen auf Zehntelpunkte versprechen allerdings eine Genauigkeit, die sie nicht halten können. Diese (Schein-)Genauigkeit verlangen die Politik, die Wirtschaft und die Öffentlichkeit. Dennoch hinterlässt beispielsweise die Korrektur der Prognose des SECO aufgrund des Krieges von 3,0 auf 2,8 Prozent ein seltsames Gefühl. Eine wirklich überraschende Antwort eines Konjunkturprognostikers auf die Frage: «Können Sie mir sagen, was für ein BIP-Wachstum Sie im laufenden Jahr erwarten?» wäre ein «Nein!».

Die Konsequenzen dieses Krieges kennen wir noch lange nicht. Wir sollten deshalb die vorliegenden Prognosen mit grosser Vorsicht zu Kenntnis nehmen und uns auch nicht von Entwicklungen überraschen lassen, die ausserhalb der prognostizierten Bandbreite liegen. Wenig überraschend dürfte sein, dass auch in Zukunft mit schwarzen Schwänen zu rechnen ist.



Peter Eisenhut, Ökonom und
Präsident der Stiftung Zukunft.li